Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 18 22. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 30. September 1958

Theologie

Wunder?: Des heutigen Christen Stellung zum Wunder – 1. Des Wunders Stellung im christlichen Glauben: Wunder und Heilsgeschichte – Wunder und Apologetik – Wunder und Gottesglaube – Falsche Erwartungen – 2. Des Wunders innere Struktur: Das Zeichen (religiös eingebettet – religiöser Stil – die personale Absicht) – Wunder und Naturgesetz (Anpassung auch hier) – Dämonische Wunder – 3. Geschichte einer Theologie des Wunders: Gewisse Fehlentwicklungen der scholastischen Spekulationen – Überforderung des Naturwissenschaftlers – Hierogen! – 4. Lourdes – Das «große» und das «kleine» Wunder – 5. Wunder ausserhalb der Kirche – Noch nicht genügend Geklärtes.

Politik

Die Stimme der Nächstenliebe: Eine christliche Betrachtung zur Spannung Ost–West – 1. Vom Stehen in seiner Wahrheit – 2. Zeugnisse von Jean Lacroix – Guy Mollet – und Madame *Germaine Tillion* vor Gericht – und ein Kommentar dazu.

Naturwissenschaft

Pater Teilhard de Chardin: I. Seine Persönlichkeit – Zwei Pole seines Denkens: Kontinuität und Diskontinuität des Menschen mit dem Universum – Das christliche Denken in der modernen wissenschaftlichen Welt – Teilhard de Chardin «mußte» sein – Daten des Lebens – Der Mensch.

Ex urbe et orbe

Argentinien hinter Lehmmauern: 1. Die Lage des Unterproletariates in den großen Städten – Ursachen dieser Entwicklung: ein reiches und doch teils unterentwickeltes Land – Die Technik im Aufstieg – Die bürgerliche Blindheit: sie wollen nicht sehen – 2. Ein Weg der Hilfe: Das Werk «Emmaus» – Entstehung – Arbeitsmethode: keine Almosen, sondern Erziehung – Helfen, damit sie sich selber helfen.

Streiflicht

Noch einmal: P. Duvals geistliche Lieder: Eine offene Karte – und eine offene Antwort – Werden an diesen Liedern auch die Sünden der Braven offenbar?

Bücher

über Wirtschaft

ORDO, Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft, Band VIII und IX.
Bechtel Heinrich: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert.

Wunder?

Vom Glauben an Christus läßt sich der Glaube an seine von den Evangelien eindeutig bezeugten Wunder nicht trennen, es sei denn, man leugne zum vornherein (im Sinn einer radikalen «Entmythologisierung») den historischen Charakter dieser Schriften. Trotzdem dürfte die Frage von Interesse sein, wie sich heute der gläubige Christ über eine grundsätzliche Annahme der historischen, biblischen Wunder hinaus sozusagen «existentiell» zum Wunder stellt.

Eine erste Prüfung der Situation ergibt einen sehr zwiespältigen Eindruck.

Auf der einen Seite zeigt sich in breiten Schichten des Volkes eine bedenkliche Anfälligkeit für Wundersucht, die an das finstere Mittelalter erinnert. Bereits vor Jahren sahen sich höchste kirchliche Instanzen genötigt, davor zu warnen, besonders im Hinblick auf allerlei ärgerliche Vorkommnisse wegen angeblicher Muttergotteserscheinungen.

Anderseits spürt man besonders in Kreisen der naturwissenschaftlich Gebildeten noch immer ein gewisses Malaise, wenn das Thema Wunder zur Sprache kommt. Gewiß ist die absolute Herrschaft des sturen Rationalismus der Jahrhundertwende gebrochen, der das bloße Begehren, ein Lourdes-Wunder ernsthaft zu prüfen, als unvereinbar mit der akademischen Laufbahn erklärte, wie es der junge Gelehrte *Alexis Carrel* – damals selber noch ungläubig – an der medizinischen Fakultät in Lyon erfahren mußte. Man ist sogar bereit, die «Wunder» als Phänomene besonderer Art zusammenzufassen, um sie in irgendeinem Anbau der Psychologie unterzubringen. So werden sie am leichtesten unschädlich gemacht, und ein *Pierre Jeanet* kann ironisch bemerken: «Wir dürfen mit Genugtuung feststellen, daß wir im 20. Jahrhundert nicht allzu sehr hinter den Wundern zurückbleiben, die im Asklepieion von Athen bereits mehrere Jahrhunderte vor Christus sich ereigneten.» Solange Wunder nicht in einem apologetischen Sinn exklusiv von einer Religionsgemeinschaft beansprucht werden, wird heute selbst einem Akademiker der Wunderglaube kaum mehr verargt werden. Nun scheint aber auch in dieser Hinsicht die katholische Kirche an einem intoleranten Monopolanspruch festzuhalten, und so wird das an sich wieder «salonfähige» Wunder aufs neue zu einem Stein des Anstoßes.

Wie steht es eigentlich um die Wunderfrage?

Hat der Fortschritt der Wissenschaften nicht doch in etwa die traditionelle christliche Auffassung vom Wunder erschüttert? Bleibt die Annahme des Wunders für den konsequenten Naturwissenschaftler nicht doch eine methodisch unvollziehbare Zumutung? Gibt es überhaupt noch feststellbare Wunder und was haben sie zu bedeuten? Wer immer wieder dergleichen Fragen begegnet – besonders in diesem Lourdes-Jubiläums-Jahr – greift mit Interesse nach dem Werk des flämischen Theologen *Louis Monden SJ*, das sich als eine «Theologie und Apologetik des christlichen Wunders» vorstellt.[1] Mit dem Fleiß und der Gründlichkeit der guten Löwener Tradition ist darin eine ge-

[1] L. Monden: Het Wonder, Theologie en apologetiek van het christelijk mirakel. Utrecht (Spectrum)/Antwerpen (Standaard) 1958. 334 S.

waltige Fülle der einschlägigen Literatur verarbeitet und doch zu einem auch für den Laien leicht verständlichen, sehr anregenden Buch gestaltet. In der Hoffnung, das Werk werde bald in einer gediegenen deutschen Übersetzung allgemein zugänglich, möchten wir schon jetzt ein paar Grundgedanken herausarbeiten.

SINN DES WUNDERS

Mit der Frage nach dem Sinn des Wunders will der Autor das Problem von Anfang an in die großen theologischen Zusammenhänge hineinstellen. Es soll nicht nur sein Ort im Rahmen der Dogmatik bestimmt, sondern auch die Funktion des Wunders in der konkreten christlichen Existenz untersucht werden.

Zunächst ist festzuhalten, daß das Wunder ausschließlich dem Bereich des übernatürlichen Heilsgeschehens zugeordnet werden muß. Es bildet gleichsam die äußerste, in der materiellen Welt zeichenhaft sichtbar und greifbar werdende Heilsgeste des lebendigen Gottes zu den Menschen hin. Auch das Wunder hat seinen Ursprung in der personalen Liebe Gottes, die sich gnädig zum Menschen herabneigt; es gehört zur grossen Bewegung der Menschwerdung und enthüllt als Vorwegnahme der Verklärung schon etwas von der künftigen Herrlichkeit der neuen Schöpfung.

Wer sich über diesen Wesenszusammenhang des Wunders mit der übernatürlichen Heilsgeschichte im klaren ist, wird leichter begreifen, warum die Auseinandersetzung um das Wunder zwischen der christlichen Apologetik und dem Rationalismus in einem verbissenen Stellungskrieg erstarrt blieb. Im rationalistischen Weltbild einer rein natürlichen Schöpfungsordnung ohne geschichtlichen Dialog zwischen dem persönlichen Gott und der Menschheit, verliert das Wunder tatsächlich seinen Sinn, und der pathetische Protest der Deisten gegen die bloße Idee des Wunders entbehrt nicht der inneren Konsequenz. In ihrer Perspektive wird das Wunder zur willkürlichen Machtdemonstration des ewigen Gesetzgebers, der dadurch seine von ihm selber begründete Ordnung als verbesserungswürdiges Pfuschwerk erscheinen läßt. Wo die Möglichkeit eines den Menschen in personaler Liebe ansprechenden Gottes zum vornherein ausgeschlossen wird, bleibt jede Diskussion um Wunder sinnlos. Die völlige Verkennung des Wunders als eines wesenhaft freien Handelns des lebendigen Gottes ließ bekanntlich einen Rationalisten wie Renan die Anerkennung eines bestimmten Wunders von dessen wiederholter experimenteller Feststellung abhängig machen!

Ohne eine minimale Bereitschaft zur Begegnung mit einem «Zeichengeber» wird der Mensch überhaupt nie zur Anerkennung eines Wunders kommen.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Annahme eines Wunders notwendig den Glauben an einen persönlichen Gott und eine übernatürliche Heilsordnung voraussetze. Diese von einigen neueren Theologen vertretene Auffassung wird in der Enzyklika Humani Generis ausdrücklich zurückgewiesen, weil sie die eigentliche Funktion des Wunders im ganzen Offenbarungsgeschehen in Frage stellt. Als äußeres Zeichen des sich offenbarenden und heilschenkenden Gottes soll das Wunder vor allem ein Ausweis der Glaubwürdigkeit der Frohbotschaft und des göttlichen Heilswerkes sein. Der Mensch kann die Offenbarung und das Heil als solche zwar nur im Glauben annehmen, aber er muß dieses Ja des Glaubens auch vor dem Forum der eigenen Vernunft verantworten. Wie das Ja-Wort der Liebe zwischen zwei Menschen trägt das Ja-Wort des Glaubens seinen letzten Grund und seine Sicherheit in sich selber; aber es bedarf auch der verstandesmäßigen, nüchternen Rechtfertigung, wenn der Mensch nicht zwischen den Ansprüchen des Glaubens und der Vernunft aufgerieben werden soll. Es geht, nach Pascal, darum, den ganzen Menschen zu überzeugen, «en corps et en âme».

Die Bedeutung des Wunders als äußere, gleichsam leibhafte Stütze der innern Glaubenshaltung wird nun freilich nach einem abstrakten Denkschema oft allzu sehr auf die Bekehrung und die Phase des erwachenden Glaubens beschränkt.

In der Vorstellung mancher Christen müßte das klassische Wunder als eine Art apologetischer Volltreffer unfehlbare Wirkung haben. *Bruce Marshall* hat in seinem «Wunder des Malachias» diese naive, im Grunde unchristliche Einstellung mit köstlichem Humor ironisiert. Gewiß kann das Wunder die aufrüttelnde, in etwa erschreckende Wirkung einer ersten Begegnung mit dem lebendigen Gott haben. Es kann einem im Materiellen befangenen Menschen plötzlich die Tür zu einer höheren Wirklichkeit aufreißen oder ein Loch sprengen in das geschlossene Weltsystem eines Gelehrten. Aber es behält auch seine Bedeutung für den Gläubigen und die ganze Kirche. In Zeiten der Krise, wo das Einzelschicksal oder der Gang der Geschichte die Frohbotschaft zu widerlegen scheint, kann das sichtbare Zeichen des Wunders dem Einzelnen wie der ganzen Gemeinschaft wirksamen Trost und Stärkung bringen und das Gleichgewicht zwischen einer rein inneren Glaubensgewißheit und dem menschlichen Glaubwürdigkeitsurteil wieder herstellen. Für den im Glauben solid gefestigten Christen wird das Wunder erst recht zur Geste der Menschenfreundlichkeit und Liebe Gottes, mit der er vertraut ist, die ihn weder allzu sehr überrascht noch erschreckt, sondern nur die Sehnsucht nach dem letzten und endgültigen Durchbruch der Verklärung vertieft.

STRUKTUR DES WUNDERS

Aus dem genannten Sinn des Wunders läßt sich dessen innere Struktur noch genauer bestimmen. Das Wunder ist wesenhaft Zeichen, wie dies schon das meistgebrauchte griechische Wort für Wunder im Neuen Testament in seiner Grundbedeutung ausdrückt. Im Unterschied zum sakramentalen Zeichen, welches nur im Glauben als Vermittler übernatürlichen Heils erfaßt werden kann, wird beim Wunder die stoffliche Wirklichkeit selber durch ein besonderes Eingreifen Gottes zum Zeichen, das als solches eine göttliche Heilsabsicht veranschaulicht. Die Wunder, zum Beispiel die Heilungswunder Christi, sind noch nicht das Heil, aber sie verweisen darauf und zeigen an, daß es in der Heilung der innern Blindheit, Taubheit, Lahmheit bestehen wird.

Wunder im eigentlichen und strengen Sinn sind darum nur die äußerlich wahrnehmbaren zeichenhaften Wirkungen Gottes in der sichtbaren Natur, nicht aber die an sich unsichtbaren Gnadenwirkungen in den Sakramenten, ja nicht einmal die Wandlung der eucharistischen Gestalten. Das Wesen des Wunders als eines auf das Heil verweisenden Zeichens schließt in sich, daß es unlösbar und deutlich erkennbar in einem religiösen Zusammenhang stehen muß. Sonst wäre ja gerade seine Zeichenfunktion nicht unmittelbar einsichtig. Echte Wunder erscheinen darum immer nur als Anruf und Wegweisung zum Glauben, als Antwort auf das Gebet, als Beglaubigung einer religiösen Sendung oder einer besonderen Glaubenswahrheit (zum Beispiel Lourdes als Bestätigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis).

Als Heilszeichen wird das echte Wunder stets dem Stil seines göttlichen Urhebers entsprechen. Eine sensationelle, spektakuläre Demonstration, wie sie in dem schon genannten Roman der gute Pater Malachias durch die Versetzung des anrüchigen Tanzlokals auf eine Insel im Ozean erbittet, paßt schlecht zur Art, wie Gott den Menschen begegnen will. Ebenso verraten kindische, lächerliche und ungeziemende Mätzchen, die sich auf Bestellung an gewissen Wunderorten ereignen, sofort ihren keineswegs göttlichen Ursprung. So läßt sich am Kriterium des sinnvoll religiösen Zeichens meist ziemlich leicht schon eine Scheidung von echten und unechten Wundern vollziehen.

Die objektiv feststellbare Zeichenfunktion des Wundergeschehens schließt als adäquate Ursache immer ein die innerweltlichen Kräfte übersteigendes Eingreifen Gottes mit ein.

Das Zeichen kommt ja nur dadurch zustande, daß ein Naturvorgang in der Weise umgeformt und geprägt wird, daß darin eine personale Absicht zum Ausdruck kommt. Die Natur nimmt werkzeuglich teil an einer über sie hinaus weisenden, direkt von Gott intendierten, höheren Wirkung. Wenn die Eigenart dieses übernatürlichen göttlichen Eingreifens bei den einer näheren Prüfung zugänglichen Wundern untersucht wird, fällt auf, wie weitgehend selbst dieser Eingriff Gottes noch die Natur und ihre Ordnung respektiert. Die Dinge werden nicht einfach verzaubert. Selbst die plötzliche, oft von einem starken Schmerz begleitete Heilung von Krankheiten erweist sich als ein in unwahrscheinlicher Kürze verlaufender Genesungs- und Regenerationsprozeß. Geheilte Wunden hinterlassen Narben. Wie die Auferstehung Christi die Wundmale nicht auslöschte, so folgt auch das Wunder dem Axiom der Heilsgeschichte, wonach die Gnade die Natur nicht aufhebt, sondern voraussetzt und vollendet. In diesem Sinn ist der Ausdruck vom «Durchbrechen» der Naturgesetze, welcher in der traditionellen Apologetik eine so große Rolle spielte, zum mindesten nicht sehr glücklich. In der Perspektive einer Verklärung der Natur durch das Wunder ist wohl auch die Lösung zu suchen für die immer wieder geltend gemachte Schwierigkeit, daß unter den bisher bekannten Heilungswundern noch nie der Ersatz eines vollständig fehlenden Gliedes festgestellt wurde. «Ein einziges Holzbein würde mehr bedeuten als alle zurückgebliebenen Krükken», meinte spöttisch Anatole France bei seinem Besuch in Lourdes.

Noch schwieriger zu deuten sind die sowohl von der Schrift als auch von der Hagiographie bezeugten wunderbaren Vermehrungen von Brot, Wein und andern materiellen Dingen. Handelt es sich hier um eine eigentliche Neu-Schöpfung aus dem Nichts? Auch unser Autor scheint auf diese Frage noch keine befriedigende Antwort gefunden zu haben.

Im Zusammenhang mit dem Problem der transzendenten Wirkursache des Wunders stellt sich auch die Frage nach der Möglichkeit dämonischer Wunder. Die Aussagen der Offenbarung lassen eine entmythologisierende Reduktion des Teufels auf die bloße Idee des Bösen nicht zu, ja Christus warnt sogar ausdrücklich vor seinen Trugwerken. Als Geistwesen wird zwar auch der Satan in erster Linie direkt den menschlichen Geist zu beeinflussen und durch Lüge und Verführung zu einer Fehlentscheidung zu bringen suchen. Dieses Ziel wird er im allgemeinen am besten durch Tarnung und Wirken im Verborgenen erreichen, denn offene Zeichen des Unheils, in das er den Menschen stürzen will, könnten seine Absicht nur stören. Teufelswunder haben demnach nur einen Sinn, wenn sie dem Menschen ein trügerisches Heil vorspiegeln oder ihn durch Angst und Panik verwirren, um eine Entscheidung für das wahre Heil zu verhindern. Es ist bezeichnend, daß die dämonischen Schreckzeichen und Fälle von Besessenheit vor allem dort in Erscheinung treten, wo der Mensch noch in der Dämonenangst lebt, und gerade durch diese Zeichen die Befreiung durch die Frohbotschaft verhindert werden soll. Nach den oben genannten Kriterien des echten Wunders müßte sich demnach das dämonische Wunder vor allem an seiner Zweideutigkeit, seiner Aufdringlichkeit und seiner verwirrenden Wirkung entlarven lassen.

Wieweit kann nun aber überhaupt der Teufel über die Kräfte der Natur verfügen? Kann er zum Beispiel als reiner Geist direkt Menschen krank machen oder heilen? Welcher Art sind die Kräfte, die sich etwa im Fall echter Besessenheit äußern? Der Autor spricht dem Satan die Möglichkeit eines direkten Einflusses auf die sichtbare Schöpfung ab mit dem Hinweis auf dessen reine Geistnatur. Nur ein besonderer Auftrag Gottes könnte ihm wie den guten Engeln diese Macht verleihen. Die physischen und psychischen Kräfte, die sich bei einem dämonischen Wunder, beziehungsweise bei der Besessenheit äußern, übersteigen demnach nie die in der menschlichen Natur liegenden normalen und parapsychologischen Möglichkeiten. Er vermag wohl gewisse psychische und parapsychische Phänomene durch seinen aufpeitschenden Einfluß zu einem Paroxysmus zu steigern, der dem ungeübten Blick als eine transzendente Manifestation erscheinen könnte. Eine genauere Untersuchung zeigt aber immer wieder, daß die Äußerungen der Besessenheit als «klinische Symptome» sich nicht wesentlich unterscheiden von den chaotischen Ausbrüchen einer zerrütteten Psyche in einem rein pathologischen Fall. Der satanische Einfluß wird erst erkennbar aus der zielstrebigen Ausrichtung dieser Symptome zum unheilstiftenden Zeichen, das auf das planmäßige Wirken des Antichrists schließen läßt.

WISSENSCHAFT UND WUNDER

Ein sehr instruktiver Abschnitt über die Geschichte der Theologie des Wunders läßt uns das heute noch spürbare Malaise des zünftigen Naturwissenschaftlers vor dem Wunderproblem etwa verstehen. Die Schuld liegt offensichtlich nicht nur auf seiten der aufstrebenden, allzu selbstsicheren positiven Wissenschaft, sondern auch in einer Fehlentwicklung der theologischen Spekulation seit der Scholastik, die zu einer Vernachlässigung des wesentlichen Zeichencharakters geführt hat. Die aristotelische Perspektive ließ die Scholastiker nicht so sehr nach dem Zeichenwert des Wunders als nach seiner reinen Wirkursache fragen. Sie definierten das Wunder als einen Vorgang, der über das Vermögen aller natürlichen Wirkursachen hinausliege, also unmittelbar von Gott hervorgebracht werden müsse. Das Wunder wird vor allem als ein «Durchbrechen der Naturgesetze» bestimmt. Mit diesem verengten, auf einer bloßen Kausalbetrachtung aufgebauten Wunderbegriff zog die Apologetik in den Kampf mit der rationalistischen Naturwissenschaft und verwickelte sich in eine endlose Diskussion um Wesen und Inhalt der sogenannten Naturgesetze. Damit hatte sie sich auf das rein profane Gebiet des Gegners begeben, der sich im eigenen Kampfgelände wohl zu bewegen wußte und in der konsequenten Handhabung der von ihm entwickelten wissenschaftlichen Methode überlegen sein mußte. Wenn das «Wunder» nur in der naturwissenschaftlichen Unerklärlichkeit gewisser Vorgänge bestand, dann war sein Verschwinden nur eine Frage der Zeit. Diesem ebenso anmaßend wie naiv fortschrittsgläubigen Widersacher versuchte die christliche Apologetik nicht nur die metaphysische Möglichkeit der Wunder, das heißt der «Durchbrechung der Naturgesetze» durch ein transzendentes Eingreifen Gottes, zu beweisen, sondern sie wollte ihn sogar nötigen, das Wunder als Wunder mit naturwissenschaftlichen Methoden festzustellen. Daß darin ein methodisch unzulässiger Kurzschluß lag, nämlich ein Sprung vom Kompetenzbereich der Naturwissenschaft zur Metaphysik, scheint ihren Vertretern kaum zum Bewußtsein gekommen zu sein. In einer methodisch sauberen und konsequenten Naturwissenschaft hat der Begriff des Wunders als ein von transzendenten Kräften bewirkter Vorgang gar keinen Platz.

Der Naturwissenschaftler kann mit seinen Methoden nur die naturwissenschaftliche Unerklärlichkeit des Phänomens und dessen ausschließlichen und unlösbaren Zusammenhang mit dem Bereich des Religiösen feststellen.

Ist dieser Zusammenhang nicht eindeutig, da gleichartige Phänomene auch in rein profanen Situationen auftreten, wie zum Beispiel Stigmata und andere Begleiterscheinungen der Mystik, so wird der Wissenschaftler mit Recht an einer natürlichen Erklärungshypothese festhalten. Die Kirche selbst hat längst vor den Erkenntnissen der modernen Psychologie bei ihren kanonischen Wunderuntersuchungen alle zweideutigen Fälle ausgeschieden und nur den sogenannten «großen Wundern» apologetischen Wert zuerkannt. Mit der Feststellung der wissenschaftlichen Unerklärlichkeit eines Vorgangs und dessen

konstanter und exklusiver Beziehung zum Religiösen (der Autor gebraucht dafür den Ausdruck «hierogen»), ist die Kompetenz der positiven Wissenschaft am Ende. Sie muß das Faktum mit einem Fragezeichen versehen zur weiteren Begutachtung dem Philosophen oder dem Homo religiosus übergeben. Erst dieser kann dann im Blick auf die Gesamtsituation zum Urteil kommen, daß der Vorgang die Struktur des Heilszeichens aufweist und somit ein Wunder ist. Diese Erkenntnis und die ihr entsprechende Gewißheit ist nicht mehr eine naturwissenschaftliche, sondern eine moralische: Es handelt sich um ein allgemein menschliches Klugheitsurteil, wie wir es als tragfähige Grundlage zur Gestaltung eines sittlich verantworteten Lebens ständig gebrauchen. Nicht der Naturwissenschaftler, sondern der Mensch als solcher hat demnach das entscheidende Ja zum Wunder zu sprechen. – Es ist zu hoffen, daß diese Klärung der Erkenntnistheorie des Wunders dazu beiträgt, den unfruchtbaren Konflikt zwischen Theologie und Naturwissenschaft endlich zu überwinden.

DAS WUNDER IN UND AUSSERHALB DER KIRCHE

Nachdem der Autor in gründlicher, doch stets anregender Weise die theologischen Probleme des Wunders nach dem heutigen Fragestand behandelt hat, wendet er sich in der zweiten Hälfte seines Werkes der Apologetik zu. Gab und gibt es in der nachbiblischen Zeit überhaupt feststellbare Wunder, und wo sind sie zu finden? In zwei sehr interessanten Kapiteln beweist P. Monden, daß das «große Wunder» immer wieder im Leben der katholischen Kirche in Erscheinung tritt, während es bei den übrigen christlichen Bekenntnissen und bei den nichtchristlichen Religionen fehlt.

Als «großes Wunder» ist in dem bereits erwähnten Sinn nur ein Geschehen zu betrachten, das eindeutig als religiöses Heilszeichen erscheint und in gleichartiger Form nie in einem profanen Zusammenhang konstatiert wurde. Der klassische Fall ist eine plötzliche und dauernde Heilung von organischen Krankheiten oder Defekten, die auf Grund aller medizinischen Erfahrung als unheilbar gelten oder auf dem Umweg über psychische Beeinflussung weder hervorgerufen noch zum Verschwinden gebracht werden können.

Eine Prüfung und Deutung der Tatsachen von Lourdes drängt sich hier geradezu auf. Das Material ist allerdings kaum mehr zu bewältigen, und die Literatur ist besonders im laufenden Jubiläumsjahr ins Uferlose angeschwollen. So kann der Autor nur auswählend zusammenfassen und die erarbeiteten Kriterien des Wunders an ein paar Heilungen anlegen. Das Ergebnis ist positiv und wirkt vor allem im Hinblick auf die nunmehr hundertjährige Geschichte des Gnadenortes überzeugend. Die ärztlichen Unterlagen für die einzelnen Fälle, die sich meist auf die Publikationen der bekannten Leiter oder Mitarbeiter des *Bureau des Constatations Médicales* stützen, dürften freilich auch in der jetzigen Form noch nicht alle zünftigen Mediziner befriedigen.

Eine nähere Auseinandersetzung mit der 1956 erschienenen, aufsehenerregenden Schrift der Ärzte Thérèse und Guy über «*Lourdes et l'illusion en thérapeutique*» glaubte sich unser Gewährsmann ersparen zu können. Es handelt sich um eine Dissertation, die von der Medizinischen Fakultät in Paris angenommen wurde und einen der massivsten Angriffe gegen den übernatürlichen Charakter von Lourdes darstellt. Das Werk präsentiert sich als eine streng wissenschaftliche Arbeit, erweist sich aber bei näherer Prüfung – wie dies A. Deroo[2] klar zeigen konnte – als ein primitives Pamphlet, das den elementarsten Forderungen einer sachlichen Untersuchung Hohn spricht.

Neben den Ausführungen über Lourdes bringt der kurze Abschnitt über weitere Wundertatsachen im Raum der Kirche kaum neue Aspekte, zumal die dort besprochene, seit 1875 viel diskutierte Heilung des Flamen Pieter de Rudder in der Lourdesgrotte von Oostakker meist im Zusammenhang mit den Lourdeswundern behandelt wird.

Bedeutend schwieriger als der positive Beweis für das Vorhandensein des Wunders im Raum der katholischen Kirche scheint die Begründung der negativen These vom Fehlen des «großen Wunders» bei den nichtkatholischen Religionsgemeinschaften. Es soll also nicht etwa die Möglichkeit oder Tatsächlichkeit von Wundern außerhalb der Kirche schlechthin bestritten werden. Gebetserhörungen wunderbarer Art wären als Antwort und Bekräftigung ehrlichen Gottsuchens durchaus sinnvoll. Doch müßten auf Grund der vorausgehenden theologischen Überlegungen Wunder, die als Bestätigung einer Irrlehre oder als Beweis für die Gleichwertigkeit nichtchristlicher Religionen gedeutet werden könnten, zum vornherein als unmöglich ausgeschlossen werden. Wunder ohne christliche Heilsbedeutung wären ein Widerspruch in sich. Diese grundsätzliche Erwägung hätte nun der Apologet durch den historischen Beweis aus den Tatsachen zu bestätigen. Ist diese Aufgabe besonders für den Bereich der oft noch so ungenügend erschlossenen nicht-christlichen Religionen zu bewältigen? Trotz der reichen und sorgfältig ausgewählten Dokumentation über die Wunder im Schoß der christlichen Sekten und Erweckungsbewegungen, über die Heiligen der orthodoxen Kirche aus neuerer Zeit, über die jansenistischen Convulsionnaires de Saint-Médard, über heidnische Wallfahrtsorte und übermenschliche Leistungen von Yogis und Fakiren usw., wird sich der Autor von Dilettanten und Spezialisten kritisiert sehen, weil sie noch den oder jenen Fall untersucht wissen möchten. Um gleich selber einen solchen «vergessenen» Fall anzumelden aus dem Raum des deutschen Pietismus: Das Wirken des evangelischen Pfarrers Johann Christoph Blumhardt (1805–1880), von dem allerlei Dämonenaustreibungen und wunderbare Heilungen berichtet werden.

Die in der Natur der Sache liegende Schwierigkeit vermag den apologetischen Wert des vorgelegten und analysierten Materials nicht in Frage zu stellen. Die Untersuchung bestätigt immer wieder, daß die zur Diskussion gestellten außerordentlichen Vorgänge (selbst wo sie eindeutig im Zusammenhang mit einem echten religiösen Leben stehen) den strengen Kriterien des katholischen «großen Wunders» nicht zu genügen vermögen. – Wir hoffen, den Lesern in nächster Zeit einige Abschnitte aus diesem interessanten und – im Hinblick auf die wachsende Bedeutung der vergleichenden Religionsgeschichte – sehr aktuellen Kapitel in Übersetzung vorlegen zu können.

Dr. F. Trösch

[2] A. Deroo: Lourdes, cité des miracles ou marché d'illusions. Paris 1956, Librairie Arthème Fayard.

Die Stimme der Nächstenliebe

und Madame Germaine Tillion

Im Dezember 1946 schrieb der geniale katholische Dichter Bernanos über General de Gaulle und versuchte ihn in seiner Person zu erfassen. Um dann zu schließen:

«Alle diese Zeichen sind und werden uns unverständlich bleiben, solange wir uns selbst nicht verstehen, da, welches Urteil wir uns auch über ihn formen mögen, dieser Mann in seiner Wahrheit ist, während wir nicht in der unsrigen sind.»

Ganz unabhängig von de Gaulle läßt mich dieses «wir sind nicht in der unsrigen» nicht mehr los. Warum? Man setze statt de Gaulle andere Namen, sagen wir zum Beispiel Nasser; sind sie nicht auch in ihrer Wahrheit, während wir nicht in der unsrigen, in der wirklich christlichen sind? Man frage sich einmal, worin eigentlich der tiefere Grund des Versagens des «Westens» gegenüber dem Kommunismus und neuerdings gegenüber dem von Kolonel Nasser repräsentierten Islam liegt? Denn darüber kann doch kein Zweifel sein, daß diplomatisch, politisch, militärisch, wissenschaftlich mit Hinblick auf die Kern-Physik wahrlich nicht der Westen und noch weniger die Vereinigten Staaten von Amerika es allein waren, die sich als die Stärkeren, die Geschickteren, die wissenschaftlich Unerreichbaren erwiesen, wohl aber der Osten, Sowjet-Rußland und immer mehr Rotchina, vom politischen Islam ganz abgesehen. Vor beiden mußte der Westen immer wieder zurückweichen und an beide verlor er mehr als 1,5 Milliarden Menschen. Die rücksichtsloseste, grausamste Diktatur eines Einzelnen, einer Partei oder einer Person kann dafür nicht der tiefere Grund sein. Auch nicht die Verachtung der freien Person kann den Erfolg erklären. Sollte der tiefere Grund nicht auch in den Worten liegen, daß diese Männer in ihrer Wahrheit sind, wir aber nicht in der unsrigen?

Was wir allzu sehr vergessen ist, daß der «Fürst der Erde», der Teufel, das Böse, ja auch eine Wahrheit ist, gegen die Jesus Christus die Nächstenliebe und das Kreuz mit seinem «Es ist vollbracht» errichtete. Die Wahrheit des Bösen an sich wäre indes gar nicht so gefährlich, wenn nicht eines hinzukäme: das Böse hat die Gabe, Teile *Seiner* Wahrheit den schwachen Händen der an *Ihn* glaubenden Menschen zu entreißen und sie sich selbst einzuverleiben. Weshalb das Hohe und das Niedere, das Gute und das Böse in unserer Welt nie so scharf voneinander zu trennen sind, daß man sagen könnte: Hier sind die Guten und hier die Bösen. Ist nicht jedes persönliche Leben ein fortwährender innerer Kampf zwischen dem eigenen Guten und Bösen? Wäre dem nicht so, warum beten wir denn jeden Tag: «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern?» Wie auch wir ... tun wir es denn wirklich? Wenn nicht, welche furchtbare Bedeutung erhält dann das «wie auch wir ...»!

Wie die Dinge heute liegen, steht zweierlei absolut fest: Erstens, daß die kommunistische Macht rein machtpolitisch gesehen zur zweiten Weltmacht wurde und über 1,5 Milliarden Menschen unter ihrer Herrschaft stehen; zweitens, daß sie weder mit Gewalt noch durch irgend einen Boykott auf die Knie gezwungen werden kann, es sei denn um den Preis unvorstellbarer Vernichtungen und Verwüstungen mit ihrem furchtbaren Elend und innerster Zerstörung des Menschen. Religiös und ideologisch ist es gewiß richtig und notwendig, einen scharfen Trennungsstrich zwischen dem Kommunismus und dem Christentum zu ziehen. Praktisch indes wird jede Art von Verurteilung, jede Art von Abwehr, aber auch jede Art von notwendig gewordenen gemeinsamen Verträgen – und wären es die in den Vereinten Nationen –, wie jede Art von Konferenz – und wäre es eine Gipfelkonferenz – unfehlbar zu einer neuen Niederlage des auf der christlichen Zivilisation beruhenden Westens führen, wenn wir nicht «in unserer Wahrheit», der wahrhaft christlichen, sind. Denn der Erfolg des Kommunismus liegt ja nicht in seinen Rüstungen, seiner Gewaltanwendung, seinen Drohungen, ja nicht einmal in seiner konstruktiven Arbeit, wie der Gründung von Zehntausenden von Schulen, Hunderten von Universitäten und anderen Hochschulen, sondern in der Tatsache, daß seine Ideologie mit seiner Arbeit jedwelcher Art und mit seiner Politik wie seiner Diplomatie ein untrennbares Ganzes bildet. Es ist seine Ideologie, die alle Gedanken, alle Aktionen, alle Pläne durchdringt und ihnen dadurch eine anscheinend unwiderstehliche Stoßkraft gibt. Und es ist der religiös wie politisch nicht voneinander zu trennende Islam, dessen religiöser Inhalt auch das a-religiöse «der Zweck heiligt die Mittel» ertragen und assimilieren kann, der politisch ebenfalls die westlichen Mächte überspielte, die – nicht in ihrer Wahrheit waren.

Gewiß: Man kann allen menschlichen Instinkten in gewaltsam zusammengebundener Form viel leichter ihre gesammelte Wahrheit geben, als den geistigen und seelischen Kräften, an die das Christentum appelliert, um sie zu der seinigen – dem Glauben an Gott, dem Schöpfer aller Dinge – zu führen. Die Instinkte, zu denen auch der Egoismus gehört, sind viel bequemer zu befriedigen als das geistige, seelische Moment im Menschen, das, selbst wenn es auf eine gewisse Höhe gebracht wird, doch immer geneigt ist, den Instinkten zu gehorchen oder sich selbst gottähnlichen Charakter zu geben. Noch mehr: Gerade die vom Christentum erweckte und geforderte Freiheit der Persönlichkeit ist den größten Gefahren ausgesetzt, wenn sie sich von dem, der sie ihm gab – Jesus Christus –, und damit vom Glauben an ihn trennt. Jede Art von Freiheit, die der Demut vor Gott entbehrt und sich seinen mit ihr eng verbundenen Geboten entzieht, muß der Natur des Menschen entsprechend in Anarchie ausarten. Diese wiederum führt aus dem natürlichen Selbsterhaltungstrieb unfehlbar zu irgendeiner Art von Diktatur, die der Anarchie auf ihre Weise ein Ende setzt. Der kommunistische wie der islamitische Diktator sind nur zwei verschiedene Arten ein und desselben ewigen Gesetzes. Wo das Übernatürliche vom Natürlichen getrennt wird, verliert der Mensch sein inneres Gleichgewicht und damit die reine Unterscheidung von Gut und Bös.

Von der Wirklichkeit hienieden aus gesehen scheint das Schicksal der Menschheit durch den «Bolschewismus» des Kapitalismus, wie den des Kommunismus und schließlich den des Nationalismus (mit all seinen grausamen, zerfleischenden Nebenerscheinungen) besiegelt zu sein. Doppelt, als es heute den Mächtigsten der Erde gegeben ist, sie in Schutt und Asche zu legen. Aber solange es noch Christen gibt, die sich in aller Demut vor dem Kreuz, ohne das es kein Christentum gibt, beugen, solange es noch Christen gibt, für die die Nächstenliebe wirklich die «ultima ratio» in unserem irdischen Leben ist und bleibt, kurz, solange es noch Christen gibt, die aus ihrer Freiheit heraus sich voller Glauben dem Schöpfer aller Dinge unterwerfen, wird das schöpferische Ebenbild Gottes siegen. Es ist und bleibt der Geist, *Sein* Geist, der die Erde regiert; wer von ihm abfällt, geht zu Grunde. Vergessen wir nicht allzu sehr, daß zwölf vom heiligen Geist begnadete Apostel die Welt im Namen der Liebe und durch die Liebe revolutionierten? Nicht der Kommunismus oder irgendein anderer «... ismus» sind die wahre Gefahr für die Menschheit, wohl aber jene zu große Anzahl von Christen, die nicht in der Wahrheit Christi sind. Sind sie es doch, die in seine Botschaft, in unsere Wahrheit, ihre eigenen, selbstsüchtigen Wünsche hineinschmuggeln und allzu leicht geneigt sind, «ihre» Christenheit mit dem Christentum gleichzusetzen. Liegt doch in manchem Atheisten ein viel grösseres Verlangen nach dem Licht der Wahrheit als in vielen Christen. Mit Recht sagt daher der französische katholische Philosoph Jean Lacroix in seinem neuesten Werk «Der Sinn des modernen Atheismus»:

«Wenn ich meinen atheistischen Freunden so viel Dankbarkeit entgegenbringe, so, weil sie mich gelehrt haben, nicht zu betrügen. Der Mensch ist kein Gott: das ist nicht die ganze Wahrheit, aber die erste und unerläßlichste. Eine radikale Kritik an allen menschlichen Absoluten war zweifel-

los notwendig, um die einzige Wahrheit freizulegen. Zuviele Gläubige wollten die Göttlichkeit spielen oder sich an ihren Platz setzen. Es war nicht unnütz, unsere Vorstellungen zu reinigen, um unseren Blick besser zu sichern ... Die wirkliche christliche Tradition fordert, daß man sein Gewissen formt und belehrt, aber sie lehrt auch, daß man niemals gegen dieses handeln soll.»

*

Ich lasse dieser katholischen Stimme die eines «Atheisten» folgen, nämlich von Guy Mollet, dem Generalsekretär der französischen sozialistischen Partei und jetzigen Staatsminister der Regierung de Gaulle's. An dem eben stattgefundenen Parteitag, auf dem die Gegensätze zwischen dem «ja» und dem «nein» für das Referendum aufeinander platzten, wurden ihm manche Vorwürfe über seine vergangene und jetzige Politik gemacht. Unter anderem antwortete er darauf mit folgenden Worten:

«Im Jahre 1946 war ich ein Theoretiker. Ich dachte, es genüge, daß die Ideen richtig seien, damit sie auch sofort gutgeheißen würden. Seit zwölf Jahren habe ich dagegen vor allem die Wichtigkeit der Rolle der Menschen erkennen müssen, einer oft negativen Rolle ...» Und an einer andern Stelle sagte er: «Wir Sozialisten treten nicht für die Befreiung der Völker, sondern des Menschen ein.»

Dieser Mann kommt also aus seiner Erfahrung im politischen Leben zu demselben Schluß, den das Christentum an den Anfang stellt und durch den die Kirche, geführt von *Seiner* Stimme und den Evangelien, versucht, die «negative Rolle des Menschen» mittels ihrer Lehren in eine konstruktive, aufwärtsstrebende zu verwandeln. Sollte dieses Beispiel nicht auch manchen Christen zu denken geben? Und glaubt man, daß es von ungefähr ist, wenn unter den Ängsten, die heute gewitterschwül über den Menschen liegen, die Angst um den Menschen selbst, um seine Freiheit, um sein Recht und seine Würde immer mehr in den Vordergrund tritt?

*

Aber ohne die Liebe, ohne die Nächstenliebe würde auch das Christentum Theorie bleiben. Ohne sie bleibt aller Glaube in einem gewissen Sinn «heidnisch». Wie oft verwies doch der heilige Paulus darauf: eine leere Schelle kann uns in einer Zeit, wo die Sturmglocken des Hasses, der Kriege und der Egoismen läuten, nicht mehr helfen. Was indes die Nächstenliebe vermag, sei durch ein anderes Beispiel aus dem Leben gezeigt.

Es wird uns von einer Frau gegeben: *Madame Germaine Tillion*, Ethnologin, Heldin der Widerstandsbewegung Frankreichs, chevalier de la Légion d'honneur à titre exceptionnel, Kriegskreuz mit Palme, Rosette des Widerstandes usw. Ich weiß nicht ob und welcher christlichen Konfession sie angehört; ich weiß nur, daß bei ihr die Wissenschaft mit der tiefsten, ständig bezeugten Nächstenliebe Hand in Hand geht und daß ich diese Frau, ohne sie persönlich zu kennen, seit Jahren hochschätze. Ihre Wissenschaft führte sie nach Algerien, das sie durch manche Jahre hindurch studierte und wo sie sich unter den Europäern wie unter den Mohammedanern viele aufrichtige Freunde erwarb. Kürzlich mußte sie als Zeugin in einem Prozeß gegen die Gefangenen Saadi Yacef und Frl. Zorah Drif auftreten. Saadi Yacef, der eigentliche Kriegschef der «Rebellen», wurde zum Tode verurteilt, vor allem wegen zahlreicher Morde an unschuldigen Zivilisten, und Fräulein Zorah Drif, ein ungemein sympathisches Wesen, zu 20 Jahren Gefängnis wegen Mithilfe. Die sehr lange Zeugenaussage von Madame Tillion habe ich in extenso vor mir. Die Authentizität der Tatsachen, die sie wiedergibt, wurde von niemandem bestritten. Von allem andern abgesehen: die moralische Integrität der Zeugin schützt sie vor jedem Zweifel.

Um was handelt es sich? Von den letzten Regierungen der IV. Republik wurde die Zeugin von oberster Stelle aus zweimal gebeten, auf ihr Risiko und ihre Gefahr mit dem jetzt verurteilten Saadi Yacef in Verbindung zu treten. Sie gab dieser Bitte unter einer Bedingung nach: daß man ihr nicht folge, denn sie wolle auch in diesem Fall dem Mann gegenüber absolut loyal bleiben. Sie selbst vermied es sogar, die Gegend, durch die sie nach einer Vereinbarung mit den Rebellen geführt wurde, sich einzuprägen, um mit reinem Gewissen vor diesen gefürchteten Mann treten zu können. Die Unterredung mit ihm fand in Gegenwart von zwei Begleitern mit Mitrailleuse und zwei Frauen, darunter Zorah Drif, statt. Madame Tillion sagte sofort, daß sie im Auftrag ihrer Regierung gekommen sei. «Sie wissen, daß ich weder Kommunistin noch Progressistin bin, aber eine französische Patriotin.» Im Chor wurde ihr geantwortet, man wisse das und dies sei auch der Grund, warum man mit ihr sprechen wolle. In einem Monolog erklärte sie nun die Unmöglichkeit für Algerien, ohne eine wirtschaftliche Symbiose mit Frankreich sich halten zu können, wobei sie manche Beispiele aus andern unentwickelten Völkern anführte. «Wir haben keine Zeit, an diese Dinge zu denken», wurde ihr geantwortet. Dann fragte man sie, wie sie sich das Ende vorstellen würde, worauf sie antwortete, daß sie überhaupt kein Ende absehen könne. Die Algerier könnten die französische Armee nicht schlagen, und wenn sich diese aus irgendeinem Grund zurückziehen würde oder es für Frankreich finanziell nicht mehr tragbar sei, dann kämen auch die 400 000 algerischen Arbeiter aus Frankreich zurück und das Land würde außerordentlich schnell in blutige Kämpfe und in Hunger und Not verfallen. Darauf erwiderte Saadi Yacef in einem ehrlich verzweifelten Ton: «Also dann werde ich niemals ein freier Mann sein?» Auf weitere, gleichartige Ausführungen unterbrach er sie jählings: «Oh, wenn das nur enden würde, ich würde jedermann verzeihen!»

Sie kam auf die Foltern zu sprechen, wobei sie bemerkte, daß sie die Tatsachen gut kenne. Sie sagte, daß er doch einsehen müsse, wie ungerecht es sei, die Verbrechen Einzelner ein ganzes Kollektiv entgelten zu lassen. Er hörte sehr aufmerksam zu und als sie von den eigenen Widerstandskämpfen erzählte, antwortete er lächelnd: «Sie sehen, daß wir weder Verbrecher noch Mörder sind.» Worauf sie sehr traurig aber fest antwortete: «Ihr seid Mörder.» «Er blieb einen Moment wie erstickt, dann füllten sich seine Augen mit Tränen und er sagte mir wörtlich: ‚Ja, Madame Tillion, wir sind Mörder!' Im weiteren Verlauf der Unterredung sagte er mir plötzlich: ‚Ich verspreche Ihnen, daß man künftig nicht mehr an die Zivilbevölkerung rührt.' Ich war wie erstarrt über diesen Satz und antwortete ihm, daß ich nichts präsentiere und keine gleichartige Verpflichtung eingehen könne. ‚Das macht nichts; ich will das für Sie machen und ich mache es für Sie.' ‚Aber wenn Hinrichtungen durchgeführt werden, werden Sie auch dann Ihr Versprechen halten?' Mit einer heftigen Bewegung antwortete er: ‚In diesem Fall kann ich für nichts bürgen.' Am Schluß der stundenlangen Unterredung hielt ich einer der beiden Frauen die Hand hin. Sie umarmte mich weinend. Ich selbst, sehr bewegt, sagte zu ihnen: ‚Ich flehe Sie an, Ihren ganzen Einfluß auszuüben, um Unschuldige zu schützen.' Beide nickten ernst mit dem Kopf. Den Begleiter von Saadi Yacef nahm ich am Hemdkragen und schüttelte ihn leicht: ‚Haben Sie gut verstanden was ich sagte: das unschuldige Blut schreit nach Rache!' Mit schüchternem Blick antwortete er: ‚Ja, Madame.' Als letztem gab ich Saadi Yacef die Hand. Er nahm sie bewegt in seine beiden Hände und sagte mir: ‚Danke, daß Sie so mit uns gesprochen haben, wie Sie es taten!'» – Dann schrieb sie ihm noch einen Brief und bat ihn darin, so generös und intelligent zu sein, das ständige mörderische Überbieten der beiden Seiten vorläufig allein und ohne Gegenverpflichtung einzustellen. Er antwortete ihr auf diesen Brief, daß es keine Repressalien geben werde – und, wie Madame Tillion sagte, er hielt Wort! Von diesem 4. Juli bis zu seiner eigenen Verhaftung am 25. September letzten Jahres fanden in der Tat keine Terrorakte mehr statt. Die Zeugin ist überzeugt, daß er dies aus moralischen Gründen, um Unschuldige zu schonen, tat, wie aus seiner außerordentlichen Erregung, als er ihr seinen schmerzhaften Gewissenskampf anvertraute.

Was das alles mit Nächstenliebe zu tun hat? Man wird es verstehen, wenn man sich der Worte des heiligen Augustinus

erinnert: «Es gibt anscheinend harte Dinge, die trotzdem einer von der Liebe inspirierten Taktik entsprechen.» Was diese Frau fertig brachte, hätte kein «Politiker» vermocht. Warum? Weil sie seit Jahren als liebender, helfen wollender Mensch zu armen Menschen sprach; weil sie bis ins Letzte ihnen gegenüber loyal blieb, wie gegen diesen rauhen Krieger, der, wie er ihr sagte, innerhalb von drei Tagen den ganzen Kampf in Algerien zum Stillstand bringen könnte; weil sie von einer interessenlosen, oft harten Aufrichtigkeit sowohl diesen Menschen wie den eigenen Regierungsmitgliedern, aber auch der Öffentlichkeit gegenüber war, und weil schließlich alles von ihrer tiefen Nächstenliebe inspiriert wurde. *Hans Schwann*

Pater Teilhard de Chardin

Ziel dieser Aufzeichnungen ist eine kurze Darstellung des Lebens, des Werkes und der Gedanken eines Mannes, der weltweite Berühmtheit erlangte und der mehr noch durch das Aufdecken einer «mystic», einer den Sinn des Daseins wie ein Hoffnungsstern erhellenden Begründung, als durch seine Entdeckung des Sinanthropus im Bewußtsein seiner Zeitgenossen ein tiefes Echo erweckt hat.

Eine schwere Aufgabe, wenn man der Fülle der Gedankenwelt Pater Teilhard de Chardins gerecht werden und die Kritiken, die manche seiner Aufstellungen hervorriefen, berücksichtigen will.

Er wurde am 1. Mai 1881 in einem Schloß der Auvergne geboren, von wo man auf jene Bergkuppen sieht, die eine zwar erloschene, aber doch noch warme und lebendige Spur so mancher «Revolutionen unseres Erdballs» darstellen.

Und es waren wohl nicht zuletzt diese sein kindliches Empfinden prägenden vulkanischen Landschaften, die in ihm den Sinn für Vergangenes, für Geologie und Paläontologie weckten. Schon früh zog er aus in die Natur, den Hammer in der Hand, auf Entdeckungsreisen nach Steinen und Fossilien, und es ist erstaunlich und seltsam, daß er immer das Glück hatte – oder war es eher eine ahnungsvolle Intuition – auf bevorzugte Stellen oder gar auf Quellen ergiebiger Funde zu stoßen.

Unweit seines Geburtsortes befinden sich die Grotte von *Lascaux*, mit den vor 15 oder 20 Jahrtausenden entstandenen Tierdarstellungen, und jene von *Eyzies*, welche vor mehr als 100000 Jahren vom Neandertaler bewohnt wurde. Der Traum wird wach, die Perspektiven auf den Urgrund der Zeit öffnen sich. Wenn Teilhard später die Schädel von *Chou-Kou-Tien* finden wird, lassen sich diese Perspektiven noch weiter zurückversetzen, und die an seinem Lebensabend in Südafrika gefundenen Überreste des Australopitheciden erlauben es, auf noch frühere Vorfahren zu schließen, die vor einer Million von Jahren, zur Zeit der Formation des Neozoikums, lebten. Noch weiter zurück liegt die ganze lebende Welt, die ihrerseits getragen wird von allen Substrukturen des Universums und die aus einer ihren Weg und ihre Ziele tastend suchenden Aufwärtsbewegung emporsteigt. Es tut sich etwas, ein Etwas, das begonnen hat und sich immer weiter entwickelt ...

Das Universum! Teilhard wird dieses Wort später immer im Mund führen in einer Art ergriffener Verzückung gegenüber diesem großen Gebilde, das in wogender Bewegung und voll Leben uns umgibt und das, nach einem Wort des heiligen Paulus, in Seufzen und Wehen liegt (R. 8, 22)! Sollte das nicht ein «milieu divin» sein?

Es gilt ferner, den einzigartigen, außergewöhnlichen Platz, den der Mensch in diesem Universum einnimmt, zu umreißen. Der Mensch, physisch an diese ganze Vergangenheit der Dinge gebunden, aber in seinem letzten Wesen über die Dinge gestellt und befähigt, sie zu erkennen und zu beherrschen durch sein Bewußtsein. Wieder ein Leitwort, das zu verwenden Teilhard nicht müde wird, diesmal nicht um die Verbindung des Menschen mit dem Universum, sondern um seine Verschiedenheit und seine Transzendenz zu bezeichnen.

Kontinuität und Diskontinuität des Menschen mit dem Universum, das ist einer der Pole im Denken Teilhards. Aber noch an etwas anderes erinnert uns der Zeitpunkt seiner Geburt. Claudel spricht im Bericht über seine Bekehrung von den «traurigen Achtzigerjahren». Tatsächlich trat er um diese Zeit im Louis-le-Grand ein und verlor alsbald den Glauben. Es ist die Blütezeit eines Berthelot, eines Renan, eines Victor Hugo und es herrscht der wissenschaftliche Positivismus. In Deutschland ruft Nietzsche – da er Christen begegnet, die nicht nach «Erlösten» aussehen – «Gott ist tot» und er entwirft das Bild des Übermenschen. Bald darauf stirbt in London Karl Marx, der ebenfalls das christliche Ideal durch eine rein irdische Vision von einer zu errichtenden Menschheit und einer zu vollendenden Welt ersetzt. Und die Verfolgung, welche die Kirche in Frankreich damals in ihren religiösen Orden erleidet, zeigt es nur zu deutlich: sie hat den Kontakt mit der modernen Welt verloren. Noch haften ihr die Spuren von 1610 an, wo sie im Galilei-Prozeß mit der modernen Wissenschaft in Konflikt geriet, weil sie fälschlich glaubte, kosmologische Angaben der Hl. Schrift den Angaben der Wissenschaft vorziehen zu müssen. Das Ende des 19. Jahrhunderts ist immer noch in dieser wenig ruhmvollen Tradition befangen, denn im Gegensatz zu einer gesunden Theologie sucht man die Bibel mit der Geologie, die sechs «Tage» des Schöpfungsberichtes mit den Erdepochen in Einklang zu bringen und man meint, das christliche Dogma verlange die Ablehnung der Lehre von der Entwicklung der lebenden Arten und von der biologischen Verbundenheit des Menschen mit der Tierwelt.

Das christliche Denken, das unter dem Einfluß Leo XIII. eine Neubesinnung erlebt, zählt nicht in der wissenschaftlichen Welt von damals, und die moderne Wissenschaft nimmt ihrerseits eine rein materialistische Haltung ein.

Der zweite Pol im Denken Teilhards wird das Bemühen sein, das christliche Denken im Schoß der wissenschaftlichen Welt wieder herzustellen; seine Aufgabe wird darin bestehen, die getrennten Stücke wieder zusammenzufügen und – gerade anhand von Erfahrungstatsachen – zu zeigen, daß eine Übereinstimmung von Wissen und Glauben möglich, ja notwendig ist, daß eine neue Jakobs-Leiter Erde und Himmel, Mensch und Gott wieder verbinden kann.

Dazu aber bedurfte es eines Mannes, der zugleich ein hervorragender Wissenschafter und ein unbestreitbarer Diener Gottes war; eines Mannes, der vom Gebet zur Forschung, vom Altar zur Wissenschaft übergehen konnte und der in höchstem Ausmaß eine doppelte Liebe in sich trug, die Liebe zur profanen Wahrheit und die Liebe zum christlichen Mysterium.

Ein Aufriß von Teilhards Lebensetappen, sein «curriculum vitae», bestätigt, daß es sich wirklich um einen «Lauf», einen raschen Lauf handelte, wie bei einem großen Athleten auf der Bahn jenes Stadions, das die ganze Welt ist.

Nirgends zeigt es sich klarer, wie sehr eine menschliche Berufung zwar nicht vorherbestimmt, aber doch in geheimnisvoller Verschlingung von Ereignissen und Freiheit gewissermaßen notwendig sein kann. Es bedurfte eines Teilhard, eines Teilhard wie er es war, und neben der Vorsehung, die ihn berief, neben den (manchmal schmerzlichen) Umständen, die ihn mitrissen, neben seinem Stern, der ihn lenkte, ist doch er es, seine Willenskraft, sein Genie, die seinen Weg wählen und bestimmen. Er hätte dies oder jenes sein

können ... Aber nein! Es mußte sein, daß er dem Anruf einer Idee und eines Planes, die ihm seinen Lebensweg vorschrieben, folgte. Und wie das Abenteuer Lyauteys einzig auf seinem berühmten Artikel aus dem Jahre 1891, «Le rôle social de l'officier», beruhte (auf Grund dessen er nach Madagaskar verbannt wurde und dort Galliéni, den Begründer seiner blendenden Karriere, traf), so wurde auch Teilhard in providentieller Weise dahin geführt, auf seinen Lehrstuhl am Katholischen Institut zu verzichten und sich nach China zu wenden, denn China wartete seiner schon lange!

Mit 18 Jahren war er in die Gesellschaft Jesu eingetreten, zu deren Traditionen es seit der Renaissance gehört, den Kontakt der Kirche mit den Entwicklungen und den Fortschritten des Humanismus und der Kultur zu gewährleisten, um sie zu heiligen.

Und damit ist er denn der «Form» dieser Gemeinschaft eingefügt, einer Form, von der man sagt, daß es deren so viele wie Jesuiten selbst gebe.

Würde man ihn wohl aufgenommen haben, hätte man um die Probleme, die dieser junge, fügsame und gesittete Mann aufwerfen wird, gewußt? Obwohl immer diszipliniert, wird er seinen Obern und der Kirche viel Unruhe bringen, gleich den großen Reformatoren der Geschichte. Und es wird ihn in seinem Leben zugleich Bewunderung und ständiger Verdacht umgeben, unter dem er schwer leiden wird. Aber selbst das Exil, in welchem er dauernd lebt, bietet ihm Gelegenheit für seine Entdeckungen und sichert ihm seinen Ruhm.

Im übrigen läßt man ihm alle Freiheit (ein paradoxes Charakteristikum seines Ordens), man schenkt ihm Vertrauen, das er niemals mißbraucht.

Diese Freiheit erlaubt ihm nicht nur, sich den großen Forschern gleichzustellen, in direkter Verbindung mit der modernen Welt zu stehen und mit der großen Familie der Forschenden auf vertrautem Fuß zu leben, sondern sie billigt ihm auch das Knüpfen von tiefen Freundschaften zu in der einzigartigen Umwelt internationaler Forschungsequipen, sei es bei der Arbeit in der Abgeschiedenheit Chinas und Südafrikas, sei es in den Laboratorien der Museen und in New York.

Er ist übrigens ein vollkommener «Gentleman», ein Mitreißer, und sowie er irgendwo auftaucht schart man sich gleich um ihn, seines dominierenden Optimismus, des herzlich einfachen Empfanges und der außerordentlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens gewiß, um so mehr als sein absolutes Freisein von Ruhmsucht und Ehrgeiz nie einen Konkurrenten in ihm argwöhnen läßt. Er ist loyal, er ist ehrlich, er ist treu und niemals verräterisch, ein wirklicher «Grandseigneur».[1]

[1] «Je älter ich werde, desto deutlicher wird mir bewußt, daß die echte Ruhe im Verzicht auf sich selbst besteht, das heißt daß dem «Glücklich-» oder «Unglücklichsein» (im üblichen Sinn dieser Worte) keine Bedeutung beigemessen werden darf. Persönlicher Erfolg oder persönliche Genugtuung sind es nicht wert, daß man sich bei ihnen aufhält, wenn sie einem zufallen, noch daß man sich ihretwegen grämt, wenn sie einem entgehen oder sich nicht einstellen wollen. Treu sich einsetzen für die Welt in Gott, das ist das Einzige, was gilt. Um das zu begreifen und darnach zu leben, muß man zuerst einmal so etwas wie einen Abgrund überschritten oder eine Kehrtwendung vollzogen haben weg von dem, was allgemein gebräuchlich scheint. Doch welche Freiheit gewinnt man im Arbeiten und Lieben durch diesen einmal vollzogenen Schritt! Mein Leben ist nunmehr von dieser Uneigennützigkeit ganz durchdrungen und ich spüre ihr Wachsen in mir, aber gleichzeitig fühle ich mich immer stärker angesprochen von allem, was wirklich ist am Grund des Wirklichen» (Brief vom 30. Oktober 1929).

Ich hatte das Glück, ihn seit 1930 zu kennen und ihm verschiedentlich anläßlich seiner kurzen Aufenthalte in Frankreich zu begegnen. Er verstand es, zuzuhören, sich herabzulassen, aufzurichten, zu raten und vor allem Hoffnung zu schenken. Bis zu jenem Zeitpunkt hatte er schon viel erlebt: Den Ersten Weltkrieg, sein Doktorat unter der Leitung des großen *Marcellin Boule*, eine erste Reise nach China und eine Forschungsexpedition in der Wüste *Goli* Innerasiens (1923), eine zweite Reise nach dem Fernen Osten, eine Mission in Somaliland (wo er *Henri de Monfreid* begegnete) und, als Gipfel seiner Karriere, die Entdeckung des ersten Sinanthropus (1929).

Es ist dies auch die Zeit, da er, jeglichem Nationalismus abhold, der Tradition des großen Missionärs *Mathieu Ricci* folgend in großer Loyalität in Chinas Dienste tritt, indem er dessen Geologischer Gesellschaft sich verpflichtet[2], ein Dienst, welcher ihn wiederum in der großen Einsamkeit im Zentrum Asiens festhalten wird (1930).

Aber Citroën startet die «*Croisière Jaune*» (1931) und verpflichtet Teilhard zur Teilnahme bei der Ausführung des Planes. Ein unverhoffter Glücksfall, welcher auf holprigen Wegen und nach Überwindung einiger Abenteuer zum Treffen mit *Haardt* auf dem «Dach der Welt» führt. Dort ist es, wo Teilhard eines Morgens im Frühjahr, weder über Brot noch Wein zur Feier des Heiligen Meßopfers verfügend, in einem mystischen Aufschwung seinem Schöpfer auf unsichtbarer Patene die ganze Schöpfung darbringt.

Es folgen Aufenthalte in Indien, auf den Terrassen des Himalaya, in Java, wo er mit *Koenigswald* Forschungen über die Fossilien des Pithekanthropus, des Bruders, Vetters oder Vorahnen des Sinanthropus betreibt.

Der Zweite Weltkrieg hält Teilhard in Peking fest. Noch einige Jahre harter, ruhmbringender Arbeit, aber auch der Prüfungen (war ihm doch praktisch jeder Aufenthalt in Frankreich untersagt). Von New York aus, wo er sich niederließ, ging er im Alter von über 70 Jahren nach Südafrika, um dort die ältesten menschlichen Fossilien zu ergründen. Fruchtbare Jahre, in denen sein schöpferisches Denken neuen Aufschwung erhielt!

Und dann plötzlich und unerwartet am Abend des Ostertages 1955 (10. April) sein Tod, für ihn jedoch die große Rückkehr zum lebendigen Gott in die geheimnisvollen Tiefen dieser schöpferischen Liebe, deren Spuren er auf Erden erforschen durfte.

Welch ein Lebenslauf, wie vollkommen rundet sich hier ein offensichtlich gelenktes Schicksal in der Erfüllung eines Werkes, in der Treue zu einer Berufung, einer Treue, die göttlich und menschlich zugleich ist, vergleichbar jener seines Meisters in der Großzügigkeit des Handelns, aber noch mehr und vor allem im Ertragen von Leiden!

(Es folgt ein zweiter Teil.) *Emile Rideau Paris*

[2] «Auch ich (wie übrigens auch die Kirche) gehe zu den Chinesen über» (Brief vom 13. April 1929).

Argentinien hinter Lehmmauern

Unerfreuliche Dinge werde ich hier berichten. Ich leide darunter, weil es immer schmerzlich ist, Unerfreuliches zu beschreiben. Mein Unternehmen dünkt mich aber doppelt schwierig, weil ich in der Zeitschrift eines Landes schreiben soll, in dem alles ausgeglichen und harmonisch zu sein scheint. Ich habe vernommen, daß vor etwa zehn Jahren ein französischer Arbeiterpriester in der deutschen Schweiz über die «Mauer» sprechen wollte, die in Frankreich das Proletariat von den bürgerlichen Kreisen trennt. Nur von hier aus läßt sich nämlich des Arbeiterpriesters «mystic» begreifen. Aber er fand hier dieses Proletariat «hinter der Mauer» nicht – und so schien es ihm, als könne er sein Anliegen hier nicht verständlich machen. Wenige Länder in der Welt haben ein so hohes soziales Niveau erreicht wie die Schweiz. Wie werde ich also meinen Lesern das Problem des «Unterproletariates» begreiflich machen können in einem fernen und zugleich auch wieder so reichen Land, wie die argentinische Republik?

Vielleicht könnte man das Unterproletariat Argentiniens mit der «Displaced Person» (D.P.) oder mit dem Flüchtling aus dem letzten Weltkrieg vergleichen. Mit diesem Heimatlosen ohne Familie, ohne Brot, ohne Dach, dem alle Wege verschlossen sind. Aber auch hier gibt es noch einen Unterschied: der «D.P.» ist nicht unbedingt ein Ausgestoßener der Gesellschaft. Er verfügt im allgemeinen über eine gewisse Kultur, überläßt sich nur selten der Mutlosigkeit und es gelingt ihm leichter, sich neuen Verhältnissen anzupassen. Der Subproletarier eines unterentwickelten Landes dagegen ist ein ungebildeter Mensch, meistens ein Analphabet, oder doch auf der untersten Stufe der Ausbildung. Argentinien ist in mancher Hinsicht ein unterentwickeltes Land. Zwar ist sein Ernährungsniveau eines der höchsten der Welt und, was die Volksschulen betrifft, steht es in Südamerika an erster Stelle. Nur 13% der Bevölkerung sind Analphabeten, Brasilien hat deren 35% und Gesamt-Lateinamerika im Durchschnitt sogar 50%. Aber in bezug auf die Entwicklung der Technik, im Hinblick auf die Stärke der mittleren und höheren Bildungsschichten ist Argentinien ein unterentwickeltes Land. Aus dieser Situation entsteht nun das sogenannte Unterproletariat, vor allem in den großen Städten, die einen raschen Prozeß der Industrialisierung erleben. Ganze Lawinen von Menschen gehen über die Hauptstadt Buenos Aires und über andere wichtige Städte nieder. Sie kommen aus den Provinzen und aus den ärmsten Grenzgebieten (Chile, Bolivien, Paraguay), nicht eingerechnet die riesige Welle europäischer Einwanderer (vor allem aus Italien, Spanien und Portugal). Buenos Aires nimmt pro Jahr um 60000 Einwohner zu; wenn man aber die 30-km-Zone um die Stadt dazu rechnet, beträgt der Zuwachs von «Groß-Buenos Aires» im Jahr 100000 Personen. In diesen Randgebieten gedeiht vor allem das Unterproletariat.

Probleme des Unterproletariates

Arbeit ist für diese Neuankömmlinge leicht zu finden. Die Fabriken, die Industrien, der Handel, die öffentlichen Dienste öffnen ihnen bereitwillig ihre Tore. Ein Land mit rascher industrieller Entwicklung kennt kein Arbeitslosenproblem. Drükkend ist hingegen die Unterkunftsfrage. Für diese Massen stehen Wohnungen nicht zur Verfügung und aus ihren eigenen Mitteln können sie sich keine erstellen. Die Not aber drängt. Frau und Kinder müssen ein Dach über dem Kopf haben. So überfluten sie eben, was es an unüberbautem, öffentlichem und privatem Boden gibt und errichten hier ihre provisorische «Ranch» – nicht selten für immer. Da schießen sie nun aus dem Boden, diese «Wochenendhäuschen», eines am andern, ohne Ordnung, völlig planlos, ganze Quartiere. Man nennt sie «villas miseria». Über 200 solcher Dörfer – die zusammen gut 300000 Bewohner zählen – umzingeln die große Hauptstadt des Südens. Das größte beherbergt 30000 Menschen und trägt den grimmig humorvollen Namen «Gartenstadt». In Wahrheit sind das Quartiere, gebaut aus buntem Blech und aus Abfällen von Fenstern und Türen, ohne Wasser, ohne Licht, ohne sanitäre Anlagen und ohne die primitivsten hygienischen Einrichtungen. Ein Wohnzimmer gibt es in den meisten dieser «Häuser» überhaupt nicht und über zwei Wohnräume kommen auch die besten nicht hinaus. In Randfällen teilen sich 24 Personen schichtweise in einen einzigen Raum. Häufig aber dient ein Zimmer zwei Familien als Wohnung. Die moralischen Folgen dieses Aufeinandergepferchtseins von Eltern und Kindern und, was noch schlimmer ist, verschiedener Familien in einem Raum, kann jeder sich leicht vorstellen. Trunksucht, Prostitution, Entartungen, Jugendkriminalität ergeben sich zwangsläufig aus einer solchen Atmosphäre, ganz abgesehen von den physischen Schäden: Krankheiten, Seuchen, Kinderlähmung (Wasserpfützen zwischen den Abfallhaufen erregen die Abenteuerlust und Neugier der Kinder). Man erspare es mir, die traurige Liste noch weiterzuführen; man verlange auch nicht, daß ich mich erstaunt zeige über solche Ergebnisse.

Ein Versuch, das Problem zu lösen

Bis vor sechs Jahren waren diese schrecklichen Zustände der argentinischen Öffentlichkeit nicht bewußt geworden. Wir hatten sogar einen Regierungschef, dem daran gelegen war, diesen sozialen Übelstand in Vergessenheit geraten zu lassen. Er ließ hohe Lehmwände errichten, um solche Quartiere dahinter zu verstecken. Heute noch steht zum Beispiel eine solche Mauer von 500 Meter Länge und verbirgt vor den Augen der Öffentlichkeit jene «Gartenstadt» (villa jardine), die wir eben erwähnten. Und was das Schlimmste ist: diese Mauern fanden den Beifall einer Bevölkerung, die in der Unwissenheit ihrer bürgerlichen Ruhe nicht gestört sein wollte. In einem reichen Land, sagt man sich, bedeutet so etwas eine Schmach. Wenn sie keine Häuser haben, dann eben deshalb, weil sie Faulenzer sind. Sie sollen nur arbeiten ...

Vor sechs Jahren schloß sich eine Gruppe von Laien unter der Leitung des *P. Balista*, eines Jesuiten, zusammen. Als Christen und als Menschen fühlten sie sich verpflichtet, diesen Ausgestoßenen ihre Hände entgegenzustrecken. In jedem dieser Unterproletarier sahen sie einen Bruder, der unter die Räuber gefallen war ... «Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho» – sie durften nicht gleichgültig vorübergehen, wie der Priester und der Levit in der Parabel Christi.

Der erste Schritt mußte darin bestehen, das Problem bewußt werden zu lassen. Die Wirklichkeit mußte gesehen und greifbar erlebt werden. Man schuf Gruppen von Quartierbesuchern, die neben der sozialen Hilfe vor dem ganzen Land ein Bild Argentiniens entwerfen sollten, das man bisher nicht kannte oder nicht kennen wollte. Radio, Presse, Television und Kino verbreiteten die erschütternde Botschaft und riefen um Hilfe. Der Notschrei fand Widerhall bei Tausenden großmütiger Seelen und bald trafen die ersten «Freiwilligen» ein. So entstand ein Werk zur Unterstützung der Obdachlosen und schlecht Untergebrachten, das sich in Anlehnung an das Evangelium «*Emmaus*» nannte.

Als 1955 die politische Lage sich änderte und die Aktionsfreiheit wiederhergestellt wurde, konnte auch das Werk «Emmaus» seine ganze Lebenskraft entfalten. Zunächst verstärkte man die soziale Aktivität: Es ging nicht nur darum, den Leuten eine Unterkunft zu verschaffen, sie mußten zugleich erzogen oder wiedererzogen werden. Man mußte damit beginnen, diese Enterbten wieder zu Staatsbürgern zu machen, indem man ihnen das Nötigste beibrachte, womit sie sich in die menschliche Gesellschaft wieder eingliedern konnten. Viele hatten nicht einmal einen bürgerlichen Ausweis, ihre Kinder waren nirgends registriert. Es waren Schulen zu errichten für diese Kinder, die bisher wie verlorene Hunde auf den Straßen herum-

vagabundierten. Für die Männer, die bis anhin nur gelegentliche Verdingarbeit leisteten, mußten feste Arbeitsplätze gesucht werden. Die Familien, die von den Vergnügungen der Stadt ganz geblendet waren, sollten zum Sparen angehalten werden. Ärztliche Betreuung, Familienerziehung, Ernährungslehre, Hauswirtschaft, Lehrlingswerkstätten und vieles andere noch wurde großzügig von «Emmaus», soweit die Mittel reichten, in Angriff genommen.

Arbeitsmethode

«Emmaus» besitzt eine Grundregel und die heißt: Keine Almosen, es sei denn im äußersten Notfall! Was diese Unterproletarier brauchen, sind nicht Almosen, denn sie haben alle Arbeit oder können doch Arbeit finden. Wenn nötig, sucht «Emmaus» sie ihnen zu vermitteln. Das Hauptproblem liegt in den Wohnverhältnissen mit allen Folgen, die sich daraus ergeben, und auf dieses Problem richtet «Emmaus» sein Augenmerk und seine Tätigkeit. Darum gründet es Heime und Übergangsdörfer für Einzelne und Familien, die – sei es aus Geldnot, aus Faulheit oder infolge eines Familienkonfliktes – unversehens auf der Straße stehen. Nur gerade so lang als es unbedingt notwendig ist, um diese Einzelnen und Familien moralisch und finanziell wieder auf die Beine zu stellen, behält man sie in den Heimen und Übergangsdörfern. Vor allem sucht man das Selbstvertrauen, den Glauben in die eigene Kraft zum Vorankommen in ihnen wieder zu wecken. «Emmaus» vermittelt vom Staat und von Privatunternehmungen Kredite und gibt auch aus eigenen Mitteln ergänzende Darlehen mit ausgedehnten Zahlungserleichterungen; es kauft Land und Baumaterial, die es später zum Selbstkostenpreis weitergibt.

So entstehen neue Stadtteile, deren Bewohner «Emmaus» in Arbeitsgemeinschaften zur sozialen Besserstellung des Einzelnen und der Gemeinschaft zusammenschließt. Das stärkt ihr Bewußtsein, daß sie selber – nicht der Staat – die Baumeister ihrer Zukunft sind. Ein für Lateinamerika sehr wichtiger Punkt, denn es besteht hier die Tendenz, alle Verantwortlichkeiten auf den Staat abzuschieben, Verantwortlichkeiten, die der Staat seinerseits oft weder auf sich nehmen kann noch will.

Die Arbeitsgemeinschaften werden ohne Rücksicht auf die politische Parteizugehörigkeit oder der religiösen Anschauungen der Einzelnen gebildet. Die Arbeiter bauen sich in ihrer Freizeit am Samstag und Sonntag (in insgesamt 12 Arbeitsstunden pro Woche) ihre einfachen aber menschenwürdigen Wohnungen selbst. Das stärkt den Sinn für Gemeinschaft in diesen bislang völlig vereinsamten Menschen und sie, die bisher der Unsicherheit preisgegeben waren, legen selber den Grund für ein häusliches Leben. So erhebt «Emmaus» in wirtschaftlicher, sozialer, sittlicher und psychologischer Hinsicht ein Subproletariat, das man für unrettbar verloren hielt, zu einem menschenwürdigen Dasein. Der Erfolg des Werkes hat alle Erwartungen übertroffen. Überall entstehen neue Arbeitsgemeinschaften, Bau-, Spar-, Konsumgenossenschaften, die sich von «Emmaus» beraten lassen und sein Vorbild nachahmen.

Anderseits hat diese Arbeit bei den führenden Schichten mancherlei großzügige Hilfe gefunden (freilich da und dort auch Mißgunst hervorgerufen in Kreisen, denen ein dem Elend unterworfenes Unterproletariat viel gelegener kommt). Allein in Buenos Aires zählt «Emmaus» in seinen Reihen mehr als tausend freiwillige Helfer (Ärzte, Architekten, Bauleiter, Sozialhelfer, Familienberater usw.), die ihre freie Zeit den notleidenden Mitmenschen zur Verfügung stellen, und nicht wenige haben sich für ihr ganzes Leben auf diesen Kreuzzug verpflichtet. Schon verfügt «Emmaus» allein in Buenos Aires über mehr als 70 Zentralstellen und langsam wächst deren Zahl auch im Innern des Landes.

Dabei stützt sich dieses gewaltige Unternehmen einzig auf die Vorsehung Gottes und auf die Freigebigkeit derer, die von ihrem Überfluß geben oder die ihre Abfälle auf die Straße werfen, wo sie die Sammelwagen auflesen. Kein Staatszuschuß, wenig Hilfe von den «Neureichen», so ist «Emmaus» eine Art Verbrüderung von jenen, die Not leiden, und jenen, die nicht Not leiden, die aber wissen und darunter leiden, daß es Notleidende gibt. Eine Verbrüderung innerhalb der Landesgrenzen Argentiniens; aber Gott gebe, daß diese Verbrüderung sich ausweite bis jenseits der Meere, um zu umfassen jene, die dort Besitz haben und jene, die hier ein besitzloses Unterproletariat sind, in einer einzigen großen Umarmung ...!

Pedro Miguel Fuentes

Noch einmal: P. Duvals geistliche Lieder

Auf den Artikel unter dem obigen Titel (Nr. 17, S. 177–180) erhalten wir folgende offene Karte:

«Hochwürdiger Herr Redaktor,

Pater Duval singt, dudelt, spielt Gitarre dazu ... und dann? Die Leute gehen heim, pfeifen die Melodie ... und dann?

Glauben Sie ernsthaft, daß sie dann ihr Leben ändern, Sonntags in die Messe gehen, das Fastengebot innehalten, keusch leben, ihre Habe mit den Armen teilen?

Das glauben Sie wohl so wenig wie ich. Nun dann? Viel Gesang und Gedudels um nichts!

Mit vorzüglicher Hochachtung»
NN

Diese Zeilen haben uns nachdenklich gemacht. Nicht deshalb, weil jemand zu diesen Liedern persönlich kein Verhältnis gewinnt, und nicht deshalb, weil einer etwa glaubt, man mache mit P. Duval zuviel Sensation. Auch über den künstlerischen Wert dieser Lieder läßt sich gewiß streiten. Nachdenklich aber macht uns die Begründung dieser Zuschrift. Sollten viele der guten Katholiken so denken? Sollte sie der typische Ausdruck einer unter uns verbreiteten Haltung sein? Wenn ja, dann verlangt sie eine berichtigende Antwort. Darum haben wir uns entschlossen, unsere zuerst als privates Schreiben abgefaßte Erwiderung als offenen Brief hier wiederzugeben, zumal der Interpellant seine Adresse nicht angibt.

Sehr geehrter Herr,

Sie verlangen zuviel von den Liedern Pater Duvals und deshalb sind Sie entrüstet. Sie haben ganz recht, das bloße Anhören der Lieder für sich allein wird kaum je einen Menschen bereits dazu bringen, ein christliches Leben zu führen. Manchmal kann dies zwar trotzdem geschehen. Ich zum Beispiel kenne einen heute dreißig Jahre alten Franzosen. Er geht jetzt Sonntags in die Messe, hält die Fastengebote, lebt keusch und teilt sogar seine Habe mit den Armen. Seine Bekehrung begann mit dem Anhören P. Duvals. Da gibt es nichts zu glauben oder nicht zu glauben. Die Tatsache steht nun einmal da.

Aber kehren wir zurück. Was wollen denn diese Lieder? Wollen sie direkt und auf einen Schlag Menschen, die bisher wie Heiden lebten, zu Christen machen? Mitnichten! Halten Sie den guten Pater Duval für so naiv? Oder ist es nicht eigentlich umgekehrt naiv, so etwas von ihm zu glauben?

Lassen Sie sich erzählen, wie dieses Gedudel und Gesinge des Paters eigentlich anfing. Der Mann (Duval) war ein Volksmissionär: er predigte mit andern zusammen in soliden und gut vorbereiteten Vorträgen die großen christlichen Wahrheiten auf der Kanzel. In einem Dorf geschah es, daß die Mission mißlang: die Leute, die man bekehren wollte, kamen einfach nicht. Nur die guten und sowieso all das was Sie aufzählen Erfüllenden waren da. Man hielt trotzdem durch, predigte zuerst für die Kinder, dann für die Frauen, endlich für die Männer, je 14 Tage für jeden Stand. Es half alles nichts. Der Pater war traurig und, weil er eben Gitarre spielen konnte, setzte er sich in ein Gebüsch und machte seinem Schmerz in einem Lied Luft. Einzig für sich. Als er geendet hatte, sah er, daß sich auf der nahen Straße eine ganze Reihe Menschen versammelt hatte, die ihm zuhörte: Kinder, Frauen, Männer. Er begann mit ihnen zu reden und die Sache endete damit, daß er mit ein paar Männern in die Wirtschaft ging, wo man ihn aufforderte, weiterzusingen. Er tat es. Zwischenhinein sprach er miden Leuten von Gott. So kam er an viele heran, die nie in die Kirche gint

gen. Nicht alle – aber einige wollten ihn nun auch in der Kirche hören. Jetzt nicht mehr seine Lieder, sondern seine Predigt. So war letzten Endes die Mission doch nicht ein so völliger Mißerfolg.

Das Problem, das heute viele Priester plagt, ist doch dieses: Wie kommt man überhaupt an die Leute heran? Wie bringt man in ihr Inneres, erstmals nach langer Zeit, wieder einen Gedanken an Gott? Es geht also um den ersten Anknüpfungspunkt. Ein Weg dazu, und gewiß nicht der schlechteste, scheint das religiöse Lied zu sein, so wie es P. Duval pflegt. Damit ist natürlich nur der erste Schritt getan – nicht mehr, gewiß –, aber doch ein wirklicher Schritt zu Gott hin. Daß viele dem ersten Schritt keinen zweiten werden folgen lassen, ist so gut wie sicher. Auch wenn unser Herr predigte oder Wunder tat, war das so. Die meisten sogar gingen nicht mit bis ans Ende, aber das hielt unsern Herrn doch nicht ab, immer wieder von neuem den ersten Schritt zu versuchen. Sicher ist, daß durch diese Lieder P. Duvals in den Kneipen (er singt ja nicht irgend etwas, er singt einen religiösen Text mit einer eingängigen frommen Melodie, wobei beide, Text und Melodie, von dem ausgehen, was die Menschen täglich erleben und eben den religiösen Untergrund davon erleben lassen), sicher also ist, daß in vielen Menschen durch diese Lieder ein erster Schritt zu Gott hin nach langer Zeit wieder getan wird. Kann man dazu sagen: «Viel Gesang und Gedudels um nichts?» Ich glaube das nicht, und kein Mensch, der sich auch nur ein wenig umgesehen hat, wie Gott in den Menschen zu arbeiten pflegt, wird Ihrem Satz beipflichten. Wir sind oft so schnell mit unseren harten, pharisäischen Urteilen bei der Hand! Wer nicht gleich radikal sein Leben ändert, Sonntags in die Messe geht, das Fastengebot innehält, keusch lebt, seine Habe mit den Armen teilt, der ist überhaupt nicht auf dem Weg zu Gott. Welche Verkennung! Die Pharisäer taten das alles und waren nicht auf dem Weg zu Gott. Die Zöllner taten das alles nicht und waren doch, ein wenig wenigstens, auf dem Weg zu Gott. Deshalb saß unser Herr unter ihnen und aß und trank mit ihnen. Die Pharisäer sagten: Viel Getue um nichts!

Seien Sie nicht böse, daß ich das alles so unverblümt sage. Aber ein so erschreckend äußerliches und unchristliches Urteil betrübt mich. Wozu predigen denn jeden Sonntag alle Pfarrer auf ihren Kanzeln, wenn dann doch gute Christen meinen, daß diese Forderungen des Christentums nun auch schon sein Anfang und sein Alles seien, oder doch wenigstens der einzige Prüfstein, daß ein Mensch anfängt, zu Gott zu gehen? Das erste, was wir in eine Menschenseele einsenken müssen mit Gottes Gnade, ist doch, daß dieser Mensch anfängt, Gott zu lieben, daß er spürt, Gott kümmert sich um mich, er wartet auf mich, er sucht mich. Dieser Gedanke muß ihm wie ein Mühlrad im Kopf herumgehen, er darf ihn nicht loslassen bei Tag und bei Nacht, er muß ihn geradezu verfolgen – ebenso wie einen eine Melodie verfolgen kann. Dann vielleicht betet er einmal, halb zweifelnd noch, zu Gott und aus dem einen Gebet werden mehrere, es folgt einmal eine gute Tat und aus der einen werden wiederum mehrere und endlich nach einem langen Weg kommt dann eine radikale Lebensänderung – dann werden all die Dinge, die Sie aufzählen, zu Prüfsteinen der Echtheit seiner Liebe! Ja dann! Aber damit anfangen, einem Menschen, der nicht mehr glaubt und dem Gott völlig gleichgültig geworden ist, daß man an ihn all diese Forderungen stellt, das ist doch hellichter Unsinn, ja geradezu ein Verbrechen! Er muß nämlich glauben, das Christentum sei ein Bündel äußerer Vorschriften, und das muß ihn geradezu wegtreiben von Gott, ebenso, wie die Pharisäer die Leute von Gott wegtrieben. Ja die Pharisäer! Es muß sie wohl immer geben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
M. Galli

Bücher

ORDO. Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft. Bd. VIII 1956, Bd. IX 1957. Helmut Küpper-Verlag, vormals Georg Bondi, Düsseldorf. 412 Seiten.

Das Ordo-Jahrbuch, das heute schon im 8. Jahrgang steht, hat sich durch die Mitarbeit hervorragender Nationalökonomen der neoliberalen Schule von Freiburg i. Br. einen bedeutenden Ruf erworben, indem es sowohl theoretische Grundsatzfragen nach dem neuesten Stand der Diskussion, wie auch aktuelle Fragen der Wirtschafts- und Sozialpolitik im deutschen Raum mit der Distanz und Überlegenheit eines Jahrbuches behandelt. Wer freilich eine völlig geschlossene und einheitliche Meinung der verschiedenen Autoren vorzufinden erwartet, wird überrascht sein, wie eigenständig und in manchen Fragen auch gegensätzlich diese nach außen so einheitlich erscheinende «Schule» in Wirklichkeit ist.

Der VIII. Band widmet seine Aufmerksamkeit einer Reihe gerade jetzt eifrig auch bei uns diskutierter Fragen: So Karl Popper: «Die öffentliche Meinung im Lichte der Grundsätze des Liberalismus»; Friedrich A. Lutz (Zürich): «Bemerkungen zum Monopolproblem»; Wilhelm Röpke (Genf): «Außenhandel im Dienst der Politik, Bemerkungen eines Nationalökonomen zum Handel mit dem kommunistischen Imperium»; Richard F. Behrendt (Bern): «Eine freiheitliche Entwicklungspolitik für materiell zurückgebliebene Länder»; Kurt Schmidt: «Wirtschaftsordnung und öffentliche Mittelverwendung»; Ernst-Joachim Mestmäcker: «Der Bericht der englischen Monopolkommission».

Dazu kommt eine Darstellung der amerikanischen Wirtschafts-Rezession von 1948/49, die sowohl die Ursachen wie auch die versuchten Heilmittel vom neoliberalen Standpunkt aus untersucht. Den Band beschließt eine Reihe ausführlicher Buchbesprechungen, die ähnlichen Themen gewidmet sind.

Besonders bedeutsam scheinen uns die beiden Aufsätze von Prof. Lutz, Zürich, über das Monopolproblem und von Prof. Röpke, Genf, über den «Handel mit dem kommunistischen Imperium». Prof. Lutz ist ein scharfer Gegner der Monopole und beurteilt auch die Kartelle sehr zurückhaltend (was bei unserer Kartelldebatte immerhin einige Beachtung verdient). Prof. Röpke geht ebenso energisch gegen die Versuchung zum Osthandel vor, der so viele «reine» Wirtschaftler zu erliegen drohen. «Nur die allergrößten Kälber wählen sich den Metzger selber.» – Enttäuschend, und jedes soziologischen Verständnisses bar ist der Aufsatz von Hans Willgerodt, Bonn, über den Familienlastenausgleich. Das ist nun wieder «Liberalismus» allerältester und völlig individualistischer Prägung. Es wundert uns, wie dieser Aufsatz im gleichen Jahrbuch Platz finden konnte wie jener von Prof. Röpke, der bekanntlich seit Jahren für eine bewußte und positive Familienpolitik eintritt.

Der IX. Band führt die Diskussion über Kartelle und Monopole mit verschiedenen gut dokumentierten Artikeln weiter: Fritz Hauenstein (Frankfurt am Main) berichtet über «Die Gründerzeit der Wirtschaftsverbände»; Ernst Heuß (St. Gallen) über «Die amerikanische Antitrustpolitik im Lichte der Monopolbekämpfung in Europa»; Ernst-Joachim Mestmäcker endlich über «Dekartellierung und Wettbewerb in der Rechtsprechung der deutschen Gerichte». Zwei Artikel behandeln die neue deutsche AHV: W. Hantel und G. Zweig (Bonn) die «Altersversicherung in der sozialen Marktwirtschaft» im positiven Sinne, während wiederum Hans Willgerodt, der im vorigen Band schon rein ökonomistisch die Familienpolitik angegriffen hatte, hier mit allerhand Aufwand eines abstrakten gelehrten Apparates warnend den Zeigefinger dagegen erhebt – inzwischen aber von den Tatsachen schon ziemlich widerlegt worden ist. Zwei weitere Aufsätze widmen sich finanz- und steuerpolitischen Fragen, die höchst aktuell sind, andere greifen in die Geschichte (Louis Bardin: Eine Lehre der Geschichte: Das Peru der Inkas), auf das sozialistische Experiment in Schweden (F. A. Harper), auf die Probleme der «Weltwirtschaft und Agrarpolitik».

Nur zwei in ihrer Art aber recht bemerkenswerte Abhandlungen sind unmittelbar theoretischen Problemen gewidmet: F. A. Lutz, Zürich, weist auf den Zusammenhang zwischen «politischen Überzeugungen und nationalökonomischer Theorie» hin, während F. A. Hayek in seiner bekannt glänzenden, klassischen, wenn auch einseitigen Art «Grundtatsachen des Fortschritts» nachspürt, dabei besonders auf die avantgardistische Rolle – nicht etwa der Revolutionäre, sondern der Reichen hinweist, die eben heute das versuchen, was im Laufe der sozialen Entwicklung morgen allen gehören wird.

Alles in allem wiederum eine Achtung gebietende Leistung, und es ist nur zu bedauern, daß andere Richtungen der Nationalökonomie oder der Soziologie nicht einen ähnlichen Sammelpunkt und Ausdruck ihrer gemeinsamen Bestrebungen zu schaffen vermochten. J. David

Bechtel Heinrich: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert. Verlag Georg D. W. Callwey, München, 1956. 488 Seiten.

Es ist das besondere Verdienst Bechtels, daß er, bei aller Kenntnis der sachlichen Gegebenheiten, die Wirtschaftsgeschichte im Zusammenhang mit der Geistesgeschichte sieht. Er sieht nicht nur Rohstoffe und Erfindungen, Gesetze und Währungen, Handelspolitik und Kriege, sondern setzt die Kategorien der Wirtschaft in bezug zu den großen geistigen Bewegungen der Zeit. Der vorliegende dritte Band, Abschlußband des großen Werkes, zeigt die Entwicklung wirtschaftlichen Denkens und Handelns unter den Aspekten der Romantik, des Realismus und Materialismus. Die Verwurzelung im Wirken der Geniegeneration der Entdecker und Erfinder, das Heraufkommen des Marxismus und die revolutionären Umformungen im wirtschaftlichen wie sozialen Denken, das atemberaubende Tempo moderner wirtschaftlicher Entwicklung und das für unsere Generation noch so nahestehende Geschehen des ersten Weltkrieges, der Inflation und der Weltwirtschaftskrise anfangs der dreißiger Jahre, all das weiß der Autor mit klarem Blick für das Wesentliche und mit kräftiger Hand zu ordnen, aufzufalten und darzustellen.

Wertvoll sind auch die vielen Zitate aus zeitgenössischen und modernen Fachschriften, sowie die guten Literaturangaben am Schluß des Bandes. Gerne hätten wir die internationalen Zusammenhänge noch stärker herausgearbeitet gesehen. Aber die Klarheit und Sachlichkeit der Darstellung, ohne jedes falsche Pathos, die eifrige Berufung auf Quellen und anerkannte Handbücher bieten eine gute Garantie für eine zuverlässige und überlegte Einsicht in das Geschehen. *J. Dd.*

Laien-Missionarin

Der Heilige Vater ruft in die Missionen:

«Die Missionare brauchen sofortige Hilfe, um in ihrer apostolischen Arbeit den sich mehrenden Aufgaben gewachsen zu sein.»
(Rundschreiben «Fidei Donum» 1957)

Laienhelferinnen finden den Weg dorthin durch das Werk der Laien-Missionarinnen,

Rue Fries 8, Fribourg

TYROLIA-NEUERSCHEINUNG
F. M. Schäfer
ES IST LICHT GENUG
Gespräche über den Glauben und seine vergessene Tiefe
308 Seiten, Leinen sFr. 13.80
Vom gesegneten Dunkel heutiger Glaubensnot, vom durchschnittlichen Christentum und seinen abgründigen Wesenstiefen, vom neuen naturwissenschaftlichen Weltbild und seinen Anknüpfungspunkten zur Offenbarung, von menschlicher Einsamkeit und Geborgenheit, vom staubigen Alltag und seiner immer schon durchbrochenen Enge handelt dieses Buch in lebendigem Gespräch mit dem Menschen unserer Tage.
Durch jede Buchhandlung
TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK, WIEN, MÜNCHEN

Photoapparate - Reparaturen
O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photoreparaturen u. Feinmechanik
Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45. Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hosttrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postscheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. $ 3.—.

Für die Handbibliothek des gebildeten Laien

BERNHARD HÄRING
DAS GESETZ CHRISTI
MORALTHEOLOGIE FÜR PRIESTER UND LAIEN
1448 *Seiten, Leinen* 48.- *DM*, 52.80 *sFr.*

Man könnte fragen: Was soll ein Laie mit einer Moraltheologie? Ist das nicht eine Sache für Geistliche, für Beichtväter, und sollten die übrigen Menschen nicht froh sein, wenn man sie damit in Ruhe läßt? Nun, es ist in unserer Zeit viel von der Mündigkeit des Laien die Rede. Was heißt aber Mündigkeit anderes, als daß jemand sein Leben und Wirken nicht nur nach einzelnen Anweisungen gestaltet, die ihm gegeben werden, sondern daß er selbst die grundlegenden Maßstäbe besitzt, aus denen er die konkreten Situationen des Daseins zu bewältigen vermag. Dies ist es, worum es in dem Buch von Häring vor allem geht. *Süddeutscher Rundfunk*

JOSEPH PASCHER
INWENDIGES LEBEN
IN DER WERKGEFAHR
141 *Seiten, Halbleinen* 6.80 *DM*, 7.80 *sFr.*

Pascher macht hier mit Recht auf eine Gefahr aufmerksam, der auch ein ernstes religiöses Leben leicht erliegt und gegen die immer wieder vorgegangen werden muß. Es geht hier um eine sehr sublime Gefahr, um Akzentverschiebungen, die uns von innen heraus ständig bedrohen und die wir allzu leicht übersehen. Sehr gut analysiert Pascher das Lebensganze der Religiosität und weist den einzelnen Äußerungen des religiösen Lebens ihren sinngemäßen Ort im Ganzen zu. Überall findet man theologisch treffende Hinweise und psychologisch feine Beobachtungen über die konkreten Erscheinungsformen des religiösen Lebens. Paschers Unterscheidung zwischen «Lebensfunktion» und «Werk» ist sehr geeignet, das zum Bewußtsein zu bringen, was in unserem Gottverhältnis entscheidend ist.
Professor Johannes Feiner, Chur

JOSEPH PASCHER
EUCHARISTIA
GESTALT UND VOLLZUG
392 *Seiten, Halbleinen* 14.60 *DM*, 16.50 *sFr.*

Paschers Buch gehört zweifellos zu den bedeutendsten Werken über die Eucharistie. Es bietet eine tiefe Deutung der Eucharistiefeier, die liturgische, heilsgeschichtliche und dogmatische Darstellung in glücklicher Weise miteinander verbindet und konnte nur von einem Theologen geschrieben werden, der nicht nur mit der liturgiegeschichtlichen Forschung, sondern auch mit den exegetischen und dogmatischen Erkenntnissen der heutigen Theologie völlig vertraut ist, und in welchem die pastoralen Anliegen der Kirche unserer Zeit wirklich lebendig sind.
Professor Johannes Feiner, Chur

ERICH WEWEL VERLAG · FREIBURG i.B.
DEUTSCHLAND

PP Zürich 1

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich